Nr. 119. XXXV. Jahrgang. **Abend-Ausgabe.** Dienstag, 6. März 1906

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Geschichtskorrekturen.

Es gehört zu den vielen unberechtigten Eigentümlichkeiten jeder Reaktion, daß sie mit Vorliebe die geschichtlichen Tatsachen fälscht, oder sagen wir höflicher, korrigiert. Besonders in Preußen ist die Kunst der historischen Retouschierung von jeher geübt worden. Und diesem alten Kniff läßt sich der allerneueste gegenüberstellen, der sich mit Bezug auf den Zedlitzschen Schulgesetzentwurf in der Roggeschen Schrift über das Kaiserpaar findet. Solche in reaktionärem Interesse versuchte Korrekturen sind nichts weniger als harmlos; denn ihr Zweck läuft immer darauf hinaus, die aktive Teilnahme des Volkes an der Leitung seiner Geschicke zu verkleinern, wenn nicht völlig abzuleugnen. Man will dem Volke einreden, daß es alles nur der Gnade von oben verdankt, während es doch auf der Hand liegt, daß nur zu oft das Schwert des Volkes wieder gut machen mußte, was die Feder der hohen Obrigkeit verdorben hatte.

In Schleswig-Holstein wehrt man sich jetzt mit Recht gegen einen ähnlichen Versuch, die ruhmreiche Geschichte der deutschen Nordmark zu korrigieren. Wir meinen die Vorgänge, die sich an das Storchsche Bild über die Beteiligung der Kieler Studenten und Turner am Freiheitskampfe Schleswig-Holsteins knüpfen. Bekanntlich ist das preußische Kultusministerium plötzlich zu der Ansicht gekommen, daß dieses Bild für die Kieler Universität ungeeignet sei. Diese Entscheidung hat natürlich den jubelnden Beifall der dänischen Protestpresse gefunden. Dafür hat sie in den deutschen Kreisen der meerumschlungenen Provinz um so schärfere Mißbilligung gefunden. Einmütig sprach sich die deutsche Presse gegen das Verbot des Ministers aus; aber die Aufklärung, die sie forderte, blieb aus. Der Hinweis auf angeblich politische Bedenken hat nur dazu geführt, daß die dänischen Protestler sagen: das offizielle Preußen erklärt gleich den Dänen die Teilnehmer am Erhebungskriege 1848/51 als Revolutionäre.

Jetzt ist, wie uns aus Kiel geschrieben wird, die Sache in ein neues Stadium getreten. Das Konsistorium der Kieler Universität hat entschiedenen Protest gegen die Verbannung des Störchischen Bildes aus den akademischen Räumen erhoben. Damit dürfte endlich Aufklärung über das rätselhafte Verbot und die Verquickung künstlerischer Leistungen mit politischen Erwägungen geschaffen werden.

Wie man in Schleswig-Holstein über einen derartigen Schritt des Kultusministeriums denkt, dafür möchten wir nur eine einzige Stimme anführen, nämlich die der „Kieler Ztg.", eines Blattes, das gerade in schleswig-holsteinischen Fragen gehört zu werden verdient. Das Blatt weist zunächst darauf hin, daß das Verbot erfolgt ist, nachdem und obgleich die hierfür zuständige Behörde, die Landeskunstkommission den Entwurf Storchs zu einem solchen Gemälde in der Universität genehmigt hatte, und fährt dann fort:

„Es mag allen gesagt sein, die es hören wollen und sollen, daß wir Schleswig-Holsteiner auf unsere Vergangenheit so stolz sind als der Brandenburger oder Preuße. Wir haben die Ueberzeugung, in der uns die erdrückende Mehrheit des deutschen Volkes bestärkt, daß die Erhebung Schleswig-Holsteins in den Jahren 1848 und 1863 die geschichtliche Voraussetzung der endgültigen Gewinnung der Herzogtümer für Deutschland und Preußen gewesen ist. Wer diese Erhebung als eidbrüchige Revolution schmäht, anstatt ihr mannhafte Verteidigung des Landesrechtes und des Rechtes auf Zugehörigkeit zu Deutschland gegen dänische Vergewaltigung zuzuerkennen, wer eine Darstellung des Todesmutes unserer Jugend, der Studierenden unserer Landesuniversität im Kampfe gegen Dänemark und zwar an dem Platze, wo dies nicht eine Demonstration, sondern sachlich gefordert ist, aus Rücksichten gegen das Ausland verbietet, der greift an das Herz Schleswig-Holsteins. Wir Schleswig-Holsteiner sind nicht gewillt, unsere ehrenvolle Vergangenheit zu verleugnen — das wäre Feigheit. Wir beanspruchen, daß die preußische Staatsregierung diese unsere Vergangenheit mit ihren Rechtsüberzeugungen und deren Betätigungen die gebührende Achtung erweise. Die Verweigerung dessen wäre eine empörende Zurücksetzung unseres Volksstammes im preußischen Staate hinter die anderen Provinzen, denen dies niemals in einem gleichen Beispiel zugemutet worden ist. Denn die preußische Staatsregierung wird nicht glauben, darum auf unsere Langmesgeduld gegen Verunglimpfungen unserer Vergangenheit rechnen zu dürfen, weil in Schleswig-Holstein niemals ein Weltentum mit seinen Restitutionsgelüsten platzgegriffen hat wie in anderen Provinzen. Das wäre ein „Dank vom Hause Habsburg", der für niemand glaubhaft ist."

Das sind mannhafte Worte, die den Kern der Sache treffen. Der Kampf um das Storchsche Bild ist nur solange kleinlich als man sich allein an die Oberfläche hält; sieht man tiefer, so erkennt man, daß es sich um den Gegensatz zwischen geschichtlicher Wahrheit und ihre höfische Entstellung handelt. Gerade weil man den Schleswig-Holsteinern die Freude an ihrer revolutionären Erhebung nehmen will, muß es ausgesprochen werden, daß diese revolutionären Freiheitskämpfe unentbehrlich waren, wenn das Deutsche Reich zu stande kommen sollte. So gut man sich der „Wacht am Rhein" freut, so gut hat das ganze deutsche Volk ein Recht, sich jener Zeit zu freuen, da das Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen" durch die deutschen Gaue brauste. Wer einem Volke solche Erinnerungen nehmen will, der beraubt es seiner höchsten und heiligsten Güter. „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt", dies Wort gilt nicht bloß für die Fürsten, sondern auch für die Völker. Wir freuen uns, daß auch die Kieler Professorenschaft Rückgrat genug besitzt, um gegen das Vorgehen der Berliner Behörde zu protestieren. Sie hat das deutsche Volk auf ihrer Seite.

Welker Flieder.

Von [Nachdruck verboten.]

C. von Ende.

Es war in der Meunier-Ausstellung. Draußen ein trüber, grauer, regnerischer Februarmorgen, das rechte Pessimistenwetter, drinnen zirka zwanzig Menschen von den verschiedensten Typen. Vor dem Haupt Christi standen zwei junge Nuffinnen in ärmlicher Kleidung und unterhielten sich lebhaft in fachmännischer Art. Eifrig und ernsthaft studierten sie die Bronze von allen Seiten, wobei die jüngere von Zeit zu Zeit ein entschiedenes „njet" ertönen ließ. Drei höchst elegante Frauen in Seide und Pelz umstanden die „Maternité". Die eine schwärmte laut von dem reizenden Baby, und die beiden anderen debattierten über die höchst wichtige Frage, wo denn zu Mittag gegessen werden sollte, und daß man unbedingt bei Hillbrich Kaffee trinken müsse. Es war ja zu nett bei Hillbrich zwischen drei und fünf! Alle Welt war dann dort zu sehen, und es wimmelte nur so von grauen Offiziersröcken! Auf den Bänken saßen etliche blasse Studenten, den Katalog dicht vor den kurzsichtigen Augen, und oben auf der Bühne, vor den vier Reliefs, die die Hauptzweige der Industrie verkörpern, standen eingelne graubaarige, ernste Männer, in stilles Nachdenken versunken.

In einem mit blauem Sammet gepolsterten Lehnstuhl, zu Füßen der Bühne, halbverborgen von Palmen und Farrenkräutern, saß ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren. Das fahle, müde Gesicht sah bald auf die Kunstwerke, bald auf die Menschen. Er langweilte sich. Er wußte nicht recht, warum er hergekommen. Er wußte überhaupt nie, warum er etwas tat. Es war ja alles so einerlei. Ob man so oder so die Zeit totschlug, kam auf eins heraus. Schon seit vierzehn Jahren trieb er sich in Berlin herum, machte alles mit, Konzerte, Oper, Theater, Vorträge, Kunstmuseen ..... und nun war seine Begeisterungsfähigkeit abgestumpft, verblaßt ..... Und nicht einmal ein anständiges Frauenzimmer war hier zu sehen. Wütend sah er auf die wohlgenährten, phlegmatischen Hausfrauen, die sich eben auf den Weg zu dem ersehnten Mittagessen machten, und auf die dumm aufschauenden Backfische, die unter Leitung einer vertrockneten Gouvernante pflichtmäßig eine Bronze nach der anderen anstarrten ..... Ja, so ein kleines, pikantes Abenteuer, das einem wie aus den Wolken in den Schoß fiel, das war noch das einzige, was ihn herausreißen konnte aus seiner Lethargie, seiner Passivität. Doch auch das fing an, seinen Reiz zu verlieren. Eine Frau war und blieb eben nur eine Frau, und jede Liebschaft war der anderen gleich, und aller Genuß kam auf dasselbe heraus ... Ekel, Ekel war sich selbst, vor der Frau, vor der Menschheit.

Ein leiser Geruch von Flieder weckte ihn aus seinen Träumereien. Donnerwetter! Wie gebannt starrte er auf die kleine, schlanke Gestalt, auf das traurig-sehnsüchtige Profil, auf das weiche, rotbraune Haar unter dem Gainsborough-Hut. Einen großen Strauß von weißem Flieder im Arm, sah sie „L'enfant prodigue" an. Es schien fast, als ob sie weinen wollte. Daß es noch so kindische, unverdorbene Menschen gab! Daß man sich noch so hinreißen lassen konnte! Die feinen Nasenflügel zitterten, die Linien um den Mund gruben sich tiefer ein; sie schien ganz und gar zu vergessen, daß sie nicht allein war, daß sie den neugierigen Blicken der Menschen ausgesetzt war. Langsam und ernst sah sie sich die sämtlichen Sachen an, doch immer und immer wieder zog es sie zu „L'enfant prodigue" hin, und jedes Mal, wenn sie davor stand, wurde der Ausdruck des ovalen Gesichtes trüber, trauriger. Neidisch blickte er sie an; doch als die großen Kinderaugen an ihm vorbeiströmten, wurde das Künstlergefühl in ihm wach. Wie lange schon hatte er nichts geleistet! Seit wie vielen Monaten lagen Pinsel und Palette vernachlässigt in einer Ecke, während er sich in den Cafés umhertrieb, oder auf der Chaiselongue lag und den jüngsten französischen Roman durchblätterte. Aber diese Arbeit würde ihm Spaß machen. Sie zu malen, gerade wie sie dastand! Und nun fing er an, einen sonderbaren Gegensatz in der Erscheinung des Mädchens zu bemerken. Auf den ersten Blick kraßierte das schöngeschnittene, einfache, graue Straßenkleid, der Hut mit den großen Federn. Beim zweiten merkte man, daß Hut und Kleiderstoff verblichen, ausgetragen waren, daß die kleinen Stiefel schon längst in den Mülleimer gehörten, daß die Handschuhe geflickt seien. Doch der große Strauß Flieder im Februar?

Wie genußsüchtig sich das Gesichtchen in den Blumenstrauß versenkte, um den berauschenden Duft tief einzuatmen; und wie verzückt sie dreinschaute, fast als wäre sie ins Himmelreich geraten! Eine Stunde verging, zwei Stunden. Nur sechs bis sieben Besucher standen noch umher. Es war die Mittagsstunde, und alles eilte in die überfüllten Restaurants. Auch er verspürte Hunger, aber das ungewöhnliche Interesse, welches das Mädchen in ihm wachgerufen, hielt ihn fest. Alles Müde und Schlaffe in Ausdruck und Haltung war verschwunden, und mit hastig-nervöser Bewegung strich er den hellblonden Spitzbart.

Zuletzt bemerkte auch sie ihn. Das etwas lange Haar, der weiche Filzhut, die Art und Weise, wie er Relief und Bronze ansah, schienen den Künstler zu kennzeichnen, und sie schwärmte für Künstler. Der erste packende Eindruck der Werke Meuniers, die ihr bis jetzt ganz unbekannt gewesen, der erste tiefe Weltschmerz, als sie ein vergrämtes Gesicht nach dem anderen anschaute, war einem stillen, traumartigen Zustande gewichen. Es war auch zu schön hier! Das matte Grün der Wände, die Bilder und Statuen, die Blätterpflanzen, die weißen Blüten in ihren Händen, die so süß und eigenartig dufteten, alles war ein so großer Kontrast zu ihrem täglichen, arbeitsvollen, geisttötenden Leben! Seit die Eltern gestorben, wohnte sie ganz allein, in einer Mietsstube, und verdiente ihr Brot an der Schreibmaschine. Heute war ihr Chef verreist und hatte ihr nicht nur einen freien Tag, sondern auch das Billett für die Kunstausstellung gegeben. Rasch war sie nach Hause gegangen, hatte sich ihre besten Sachen angezogen, und als sie froh und leichten Herzens dem Potsdamerplatz zuschritt, konnte sie nicht anders: sie mußte sich den Strauß Flieder kaufen, der in einem Schaufenster lockte. Der Duft war so eng mit ihren Kindheitserinnerungen verwandt. Vor dem kleinen heimatlichen Hause hatten zwei große Fliedersträucher gestanden, und ihre Kinder- und Mädchentränme hatten sich in ihrem Schatten abgesponnen. Wie anders sie sich die Welt und das Leben vorgestellt hatte!

„Warum weinen Sie, gnädiges Fräulein?"

Erschrocken sah sie auf, sich schnell die Augen wischend. Der Raum war ganz leer, und der interessante Fremde saß neben ihr und blickte sie liebevoll an.

„Kann ich etwas für Sie tun?"

„Es ist nichts, ganz gewiß nicht! Ich habe nur ein wenig Heimweh ..... und dann ..... finden Sie nicht auch, daß man hier traurig wird?"

„Wenn man nicht schon über das Traurigsein hinweggekommen ist."

Sie sah ihn verständnislos an.

„Sie wissen wohl noch nicht, daß der Schmerz auch eine Wollust ist? Daß er mit den Jahren wie sein Gegenbild, die Freude, immer seltener und seltener in einem Menschenleben vorkommt, bis man ihn sucht und sich nach ihm sehnt?"

Die großen Augen wurden ernsthaft. Sie ahnte, daß er sich nicht über sie lustig machte, daß sie es mit einem intelligenten Menschen zu tun hatte, daß er ihr eine der Wahrheiten sagte, die sie noch nicht verstehen konnte, die ihr noch ganz unbegreiflich waren.

Er sah, daß seine leicht hingeworfenen Worte sie tief berührt hatten, daß dieselben sie noch trauriger stimmten, und rasch ging er zu einem anderen Thema über.

„Sie sind keine Berlinerin, nicht wahr?"

„Nein. München ist meine Heimat; doch seit dem Tode meiner Eltern wohne ich hier. Ich bin ungefähr ein halbes Jahr hier."

„Ihr Vater war Künstler?" Nun war ihm ein Licht aufgegangen, und er verstand den aparten Geschmack ihrer Erscheinung.

„Ja, aber kein erfolgreicher. Man hat ihn nicht verstanden." Sie lächelte traurig.

Auf dem Wege zur Einigung.

Eine entschiedene Wendung zum Besseren ist erfreulicherweise in der Marokko-Frage zu konstatieren. Auch in Paris, wo man bislang einem sehr ausgeprägten Pessimismus huldigte, sieht man jetzt mit größerer Zuversicht dem Ausgang der Konferenz entgegen. Ein Privat-Telegramm unseres Pariser △-Korrespondenten berichtet uns:

In den letzten vierundzwanzig Stunden ist, wenn nicht alles trügt, in der Situation eine gewisse Besserung eingetreten. Obgleich es noch zu früh ist, bereits heute mit Sicherheit eine günstige Lösung zu prophezeien, darf man doch hoffen, daß der Krisis, die während der letzten Tage bestanden hat, jetzt eine Periode versöhnlichen Meinungsaustausches folgen wird. In der vorigen Woche war aus allerhand Gründen die Lage ziemlich ernst. Jetzt dürfte Herr v. Radowitz neue Instruktionen erhalten haben, und die Hoffnung auf eine Verständigung scheint wieder berechtigt. Bestätigt sich diese Hoffnung, so dürften schon in den nächsten Tagen die friedlichen Symptome sich mehren. Die Lösung, der man entgegenginge, würde vielleicht manche Scharfmacher in beiden Ländern unbefriedigt lassen, aber sie würde die wirklichen Interessen schützen und vor allem eine unerfreuliche Situation beenden.

Diese Auffassung der politischen Kreise Frankreichs deckt sich im wesentlichen mit der von uns auf der vierten Seite des gestrigen Abendblattes vor dem Depeschenteil veröffentlichten Mitteilung aus deutschen politischen Kreisen.

Auch in London ist nach dem kurzen pessimistischen Intermezzo der letzten Tage wieder die frühere zuversichtliche Beurteilung der Aussichten der Konferenz eingekehrt. Man ist dort überzeugt, daß die Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich nur eine Frage der Zeit ist. Einem Privat-Telegramm unseres Londoner β-Korrespondenten entnehmen wir folgendes:

Als ich gestern mit einem hiesigen, mit den Vorgängen in Algeciras wohlvertrauten Diplomaten die Situation besprach und dabei erwähnte, der russische Delegierte Graf Cassini habe erklärt, er erwarte noch in elfter Stunde ein Arrangement, erwiderte mir mein Gewährsmann: Es ist seltsam, daß man überhaupt geglaubt hat, daß in fünfter oder sechster Stunde schon eine Einigung erfolgen würde, da doch ganz klar ist, daß, wenn eine Macht zu früh Nachgiebigkeit zeigt, die andere dies als Schwäche auffaßt und noch mehr fordert. Aber auch im letzten Augenblicke dürfte eine Einigung der beiden starr sich gegenüber stehenden Mächte nicht erfolgen, wenn nicht neutrale Staaten vermitteln und dazwischen treten. Daß dies aber im letzten Augenblick der Fall sein wird, darauf darf man sich verlassen.

Unter diesen Mächten, die bei einer Vermittelung in Frage kommen, steht, wie wir schon gestern mitteilten, in vorderster Reihe Oesterreich-Ungarn. Allem Anschein nach wird denn auch die österreichische Vermittlungsaktion unverzüglich einsetzen. Unser Londoner β-Korrespondent sendet uns folgendes Privat-Telegramm:

Nach einer Depesche des „Standard" aus Berlin wird der österreichische Delegierte in Algeciras auf Veranlassung seiner Regierung schon in der nächsten Konferenzsitzung Kom-

* In den Kreisen des Gerstehandels herrscht vielfach noch eine große Unsicherheit darüber, welche **Zollstellen für die Verzollung von Gerste** und eventuelle Denaturierung von Futtergerste in Frage kommen. Von zuständiger Seite wird uns nun zu dieser Frage mitgeteilt, daß zur Zollabfertigung von Futtergerste und Gerste, die von vornherein als zur Malzbereitung bestimmt deklariert wird, alle Zollämter ermächtigt sind. Dagegen muß Gerste, deren spätere Verwendung nicht feststeht, über die Zollämter geleitet werden, die die Berechtigung zur Ausstellung des Einfuhrscheins I besitzen. Das sind alle Haupt- und größeren Nebenzollämter. Ermächtigt zur Vornahme der Denaturierung sind die Zollämter in Altona, Danzig, Emden, Emmerich, Frankfurt a. M., Kattowitz, Königsberg, Ratibor, Stettin, Thorn, Ludwigshafen a. Rh., München II, Passau, Regensburg, Simbach, Stockach, Bodenbach, Riesa, Schandau, Friedrichshafen, Heilbronn, Karlsruhe, Kehl, Konstanz, Mannheim, Mainz, Rostock, Brake, Nordenham, Wallwithhafen, Lübeck, Bremen und Hamburg. Es wird uns ferner mitgeteilt, daß die Zollämter angewiesen sind, alle Härten bei der Zollbehandlung zu vermeiden und in weitestem Maße Milde walten zu lassen. Wenn in den ersten Tagen nach Inkrafttreten des neuen Zolltarifs Unzuträglichkeiten sich eingestellt hätten, so wäre dies auf einen Uebereifer von Beamten zurückzuführen, die mit den neuen Vorschriften noch nicht vertraut sind.